

Die allein gültige Goldwährung

Autor(en): **Marden, O.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **21 (1917-1918)**

Heft 6

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664011>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Felsenriffe die Brandung zurückwarfen, Motuiti mit seinen Palmen und den Schooner innerhalb Kreuzen, und die weißen Häuser der Stadt, ganz unten der Küste entlang unter grünen Bäumen und darüber die Berge und Wolken Tahitis, der weißen Insel. (Schluß folgt.)

Früh im Frühling.

Silberwiesen, goldne Frühlingslichter
Im entfärbten Grase, Ring um Ring.
Erster Osterblumen Sterngeichter
fragen sich, seit wann der Winter ging,

Und sie nicken: Still, der Schlimme droht
Tief im Busch und an der Schattenlage.
Erste Gänseblümchen hinterm Hage,
Noch sind eure Augen schlummerrot.

Max Gellinger.

Die allein gültige Goldwährung.

Von D. S. Marden.

Die Jagd nach Gold, die in unsern Tagen von allen Ständen gleich ungestüm ausgeübt wird, hat eine charakteristische Hastlosigkeit und Unzufriedenheit im öffentlichen Leben und eine sinnlose Überschätzung des Geldes zur Folge gehabt. Die Gewinnsucht ist immer stärker angereizt worden und hat sich bei vielen zur Leidenschaft ausgewachsen. Sogar die Jugend, deren schönes Vorrecht es früher war, die harten Notwendigkeiten des materiellen Lebens gering zu achten und in einem Reich der Ideale zu leben, auch sie sieht den Erfolg des Lebens darin, möglichst rasch zu Reichtum zu gelangen, und besonders bei der Berufswahl sprechen immer ausschließlicher die rein materiellen Beweggründe. „Was sieht dabei heraus?“ diese Frage wird immer mehr zu der allesbeherrschenden im menschlichen Leben.

Diese Geldsucht, das Bestreben, jeden Beruf so gut als möglich zu einer Milchkuh zu machen, ergreift allmählich alle Lebensgebiete. Seltener als früher wird eine Sache um ihrer selbst willen getan, weiß man das Glück edler Bestrebungen und innerer Befriedigung ganz zu schätzen; selbst bei den höchsten und idealsten geistigen Berufen ist das Glänzen mit materiellen Erfolgen zu einer Modesache geworden.

Das Streben sehr vieler Rechtsgelehrten geht heutzutage weniger danach, sich durch gründliche Kenntnis des Gesetzes und mannhaftes Eintreten für das Recht hervorzutun, als vielmehr glänzende Einnahmen zu erzielen. Bekanntlich beneidet man den Stand der Juristen weniger deshalb, weil sie eine angesehenen gelehrte Körperschaft bilden und als Schützer der Majestät des Gesetzes berufen sind, als weil viele von ihnen eine sehr einträgliche Praxis haben. Ferner wird jeder auch von seinen Berufsgenossen in erster Linie

nach der Höhe seines alljährlichen Einkommens eingeschätzt. Es ist aber allgemein bekannt, daß mancher von denen, die die größten Honorare beziehen und reiche Leute geworden sind, durchaus nicht zu den besten Juristen gehört und andern, die nicht ein Zehntel seines Verdienstes haben, an juristischer Tüchtigkeit weit nachsteht. „Was bringt seine Praxis ein?“ die Antwort auf diese Frage entscheidet bei den meisten Leuten über den Wert und die Bedeutung eines Juristen. („Wie viel ist er wert?“ lautet eine landläufige Frage in England. Red.)

Auch die Ärzte werden ganz in derselben Weise beurteilt. Wie oft hört man nicht staunend sagen: der und der Arzt hat ein-jährliches Einkommen von fünfzig-, ja hunderttausend Franken! Als ob das ein Maßstab dafür wäre, was dieser Arzt der Menschheit leistet! In gewissem Sinn sind ja solch hohe Einnahmen auch ein Beweis von der Tüchtigkeit eines Mannes; aber was einer verdient, hat nichts damit zu tun, wie er sich verdient macht.

Manche Dichter und Schriftsteller unserer Zeit scheinen sich weniger darum zu kümmern, ihren Werken Ewigkeitswert zu geben — einen Wahrheitsgehalt, der Jahrhunderte überdauert — ihr Bestreben geht vielmehr offenkundig dahin, mit ihrer Feder soviel Geld als nur möglich zu verdienen. Es gibt wenige unter ihnen, die Jahre daran wenden möchten, um nur ein einziges kleines Werkchen so vollkommen als möglich zu gestalten oder die alle Ansprüche ans Leben aufgeben würden, wenn ihnen einige unsterbliche Verse oder ein Buch gelänge, das für die Welt von unvergänglichem Wert wäre. Sie arbeiten vielmehr mit einer Hast, die man sonst nur in gewerblichen Betrieben findet, und ihr deutliches Bestreben geht dahin, auf dem Büchermarkt möglichst schnell und allgemein durchzudringen, um ihr Jahreseinkommen dem eines Industriellen oder eines Bankiers gleichzumachen. Und das Publikum redet mit Staunen von den hohen Honoraren solcher Schriftsteller; derjenige, bei dem es am höchsten in die Tausende oder Hunderttausende geht, ist ihm der größte! Als handle es sich auf dem Gebiet der Kunst um Großfabrikation oder Börsenspekulation!

Von Emerson erzählt man, daß er, als sein Jahreseinkommen auf vier-tausend Mark gestiegen war, keine weiteren Versuche machte, es noch zu steigern. Für ihn gab es Reichtümer, von denen der Millionär nichts weiß und die doch der Ärmste greifen kann — die Reichtümer, die aus einem veredelten Geist, einem rein menschlichen Gemüt und einem gefestigten Charakter entspringen. Er war lieber ein Millionär an schönen Gedanken, an hohen Idealen und an gesunder Weltweisheit. Die unsterblichen Güter wollte er nicht um zeitlichen und vergänglichen Tand preisgeben.

Als die Kunst noch ihr goldenes Zeitalter hatte, da waren die Künstler entschlossen, Entbehrungen, Armut und Trübsal auf sich zu nehmen, wenn ihnen nur die Freiheit und Gelegenheit blieb, das Ideal, von dem sie beseelt waren, zur Darstellung zu bringen. Materielle Rücksichten hätten nach ihrer Meinung den hohen Beruf des Künstlers geschändet. Es liegt etwas überaus Bewundernswürdiges und Anziehendes in jenen Künstlerpersönlichkeiten, Dichtern, Musikern und Malern oder Bildhauern, die die Kunst nur um ihrer selbst willen liebten und übten und aus keinen Rücksichten irgendwelcher Art dem heiligen Dienst untreu wurden, als welchen sie die rechte Ausübung ihres Künstlerberufs ansahen. Bevor Michelangelo die Ausführung in der Sixtinischen Kapelle übernahm, eine Arbeit, die ihn jahrelang ganz be-

schäftigte, wollte er zuerst überzeugt sein, daß alle materiellen Rücksichten seiner Arbeit ganz fern bleiben; er hätte sonst befürchtet, seine Kunst möchte dadurch entweiht werden. Nichts anderes sollte seinen Sinn beschäftigen, als mit seinem Werke das Höchste zu leisten, das ihm möglich wäre. Er hatte das Gefühl, als müßte sich jeder Gedanke an Bezahlung wie Reif auf die Blüte seiner Ideale legen.

Damals ernteten die Künstler auch eine in ihrer Art ganz einzige Verehrung. Kein Krösus stand in der Liebe und Achtung der Menschen neben den gefeierten Dichtern. Heutzutage aber wird Wert und Bedeutung eines Menschen wesentlich danach eingeschätzt, wieviel er jährlich aus seiner Tätigkeit in Franken und Rappen bezieht. „Wieviel ist für dies Gemälde bezahlt worden? Was bringen ihm seine Bücher jährlich ein?“ das sind die Fragen, die das Publikum am Kunstleben in erster Linie interessieren. Das Geschäft spielt auch auf diesen Gebieten eine solche Rolle, daß das rein Künstlerische darunter leidet, das Ideal entweiht und die Schwingen der Seele mit Gold beschwert werden. Alles was hoch und heilig, rein und geweiht ist, muß dabei Schaden leiden. Wahrhaftig, diese Dichter und Sänger gleichen nicht mehr dem ehrwürdigen Greis in Goethes Gedicht „Der Sänger“, der zu dem Könige sagt:

Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splintern.
Gib sie dem Kanzler, den du hast
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Zum Glück für die Welt gab und gibt es immer noch Leute in allen Berufen, deren Seele zu rein und edel empfindet, als daß sie sich zur Goldjagd herbeiließe. Das eindruckvollste Beispiel dieser Art war in der letzten Zeit die überraschende Weltflucht Leo Tolstois vor seinem Tode. Als dieser große Zeitgenosse den Nobelpreis und das Millionenangebot eines Verlegers zurückgewiesen hatte, geriet er in Zwürfnisse mit seiner Familie, die solch großmütigen Verzicht auf materiellen Vorteil nicht verstehen konnte. Um nun nicht länger unter Einflüssen zu stehen, die ihn in fortwährenden Kampf mit seinen Überzeugungen brachten, verließ der dreiundachtzigjährige Greis sein heimatliches Gut und seine Familie, obwohl sich die Nähe des Todes ihm schon deutlich ankündigte, und erlag auf dieser seiner Flucht in in einem abgelegenen Stationshause einer Lungenentzündung. Nach seinem Testament soll der ganze Ertrag der ersten Ausgabe seiner Werke dazu verwandt werden, um Jasnaja Poljana zum Besten der Bauern, denen er sein Gut vermacht, auszukufen. Nach dem Verkauf der ersten Auflage werden die Werke Tolstois Allgemeingut. So wollte dieser edle Mann dafür Sorge tragen, daß die Früchte der ihm von Gott verliehenen Geistesgaben nicht zur materiellen Bereicherung seiner Familie beitragen, sondern den Armen zur Vinderung ihrer Not und der ganzen Menschheit zur Erhebung dienen sollten.

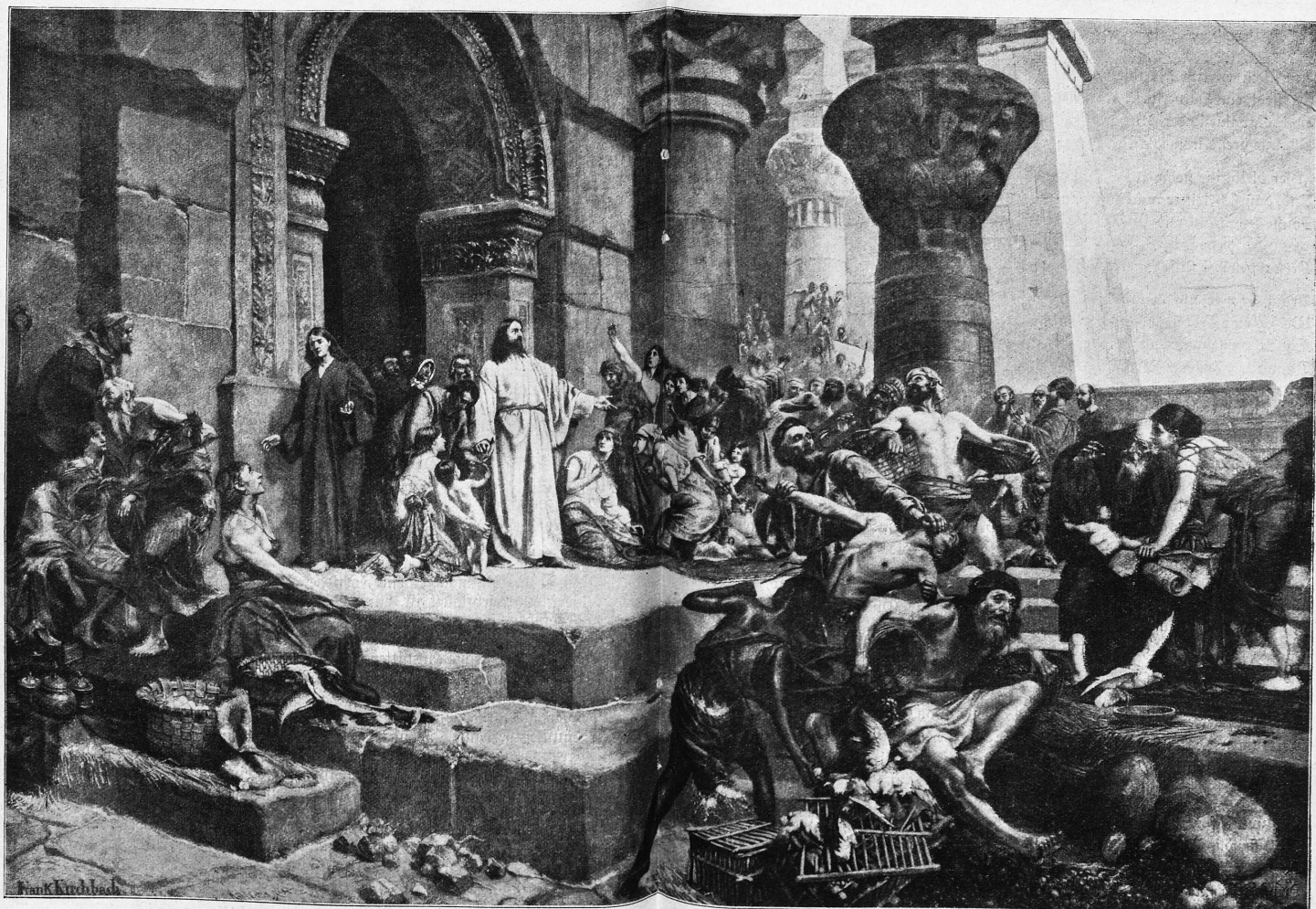
In den Augen der Menschen, die ein möglichst hohes Einkommen als das Ziel des Lebens ansehen, muß ein Mann wie der große Pädagoge Pestal-

lozzi als ein Mensch gelten, der es nie zu etwas gebracht hat. Sein ganzes Leben gehörte den Armen, Verwahrlosten und Letzten, Vergessenen unter den Menschen. Dabei waren natürlich keine Geschäfte zu machen im Sinne der Menschen unserer Gegenwart; ja Pestalozzi verlor sein Vermögen in seinen Unternehmungen zugunsten der Armen. Freiwillig teilte er mit Waisenkindern Not und Elend und verbrauchte seine Jahre und seine Kraft in den Bemühungen, sie zu retten, zu heben, zu beglücken. „Alles für andere, für sich nichts,“ so steht auf seinem Grabstein zu lesen als der Wahlspruch seines Lebens, dessen unschätzbbarer und unvergänglicher Wert nicht in der Goldwährung zum Ausdruck kam.

Johann Heinrich Wichern, der Begründer der umfassenden Wohltätigkeitsanstalten des Rauhen Hauses in Hamburg, widmete sein langes und reiches Leben ausschließlich dem uneigennütigen Dienste der hilfsbedürftigen Mitmenschen. Er ist der Begründer der inneren Mission und der Stadtmissionen, durch die alljährlich ein reicher Strom von Liebestätigkeit in die Kreise der Armen und Elenden geleitet wird. Er war von einem Organisationstalent, einer Arbeitskraft und Energie in der Durchführung seiner Pläne, die ihm sicherlich auf jedem Erwerbsgebiet einen vollen Erfolg eingetragen hätten. Aber er verschmähte es, seine reichen Kräfte in Gold umzusetzen und den Ertrag seines Lebens in einem großen Vermögen anzusammeln. Aber jede private und auf den eigenen Nutzen berechnete Tätigkeit, die er hätte wählen können, wäre in ihren Wirkungen und Fortwirkungen weit zurückgeblieben hinter den gar nicht mehr abzuschätzenden Folgen seiner Tätigkeit im Dienst der Nächstenliebe.

Soll unser Volk und ganz besonders unsere Jugend immer noch mehr der Sucht nach Geld und Gut verfallen? Soll der Mensch, der als Ebenbild Gottes erschaffen wurde, in eine bloße Erwerbsmaschine umgewandelt werden? Sollen unsere Gaben und Kräfte nur noch in Gold umgesetzt und nach der Goldwährung gewertet werden? Ist dann nicht die Sehnsucht nach Unsterblichkeit, nach einem Fortleben in unsern Werken und Verdiensten, die in uns gepflanzt ist, ein Hohn auf unser Dasein? Woher kommt das Verlangen nach dem Schönen, der Eifer für die Wahrheit, der Hunger nach Weisheit, den kein Geld befriedigen kann? Die Seele, das Höchste im Menschen, verschmachtet inmitten alles Goldes und aller Besitztümer der Erde, wenn nicht für ihre Bedürfnisse gelebt wird.

Wer kann das abschätzen, was die heutige Menschheit der Selbstaufopferung all der vielen Seelsorger und Lehrer, Erfinder, Gelehrten und Künstler verdankt, die nach der Meinung lebten und wirkten, daß ihnen Bestrebungen vorbehalten sind, gegen die die Jagd nach Gold ein niedriges und unglückliches Gewerbe ist? Jene, die es als eine Schändung der menschlichen Würde ansahen, ihre Gabe nur in Geld umzusetzen und umzurechnen, waren von jeher das Salz der Menschheit. Die besten Dienste, die der Menschheit geleistet worden sind, haben ihren Urhebern nichts eingetragen; die Welt hat sie geschenkt erhalten. Die Erfolgreichen, die Menschen, die „es zu etwas gebracht haben“, sind jene, die dem Fortschritt, der Höherentwicklung und dem Glück der Menschheit auf irgendeine Weise gedient haben, und wären sie an Hunger und im Elend gestorben, nicht jene, die die Goldquellen in ihre Schatzkammern leiten.



Frank Kirchbach: Christus treibt die Händler aus dem Tempel.